

Januar 2010

Die fahle Wintersonne schickt ihre letzten Strahlen durch die Gitter. Sie streifen Silvias blasses Gesicht, ohne zu wärmen. Sie sitzt auf dem Schreibtischstuhl und starrt vor sich hin. Ihr dunkelblondes, halblanges Haar hat sie lieblos mit einem Gummi im Nacken zusammengerafft, einzelne Strähnen hängen ihr ins Gesicht. Sie ist hager geworden in den letzten Monaten. Gedankenverloren kaut sie auf ihren schmalen Lippen herum.

Hier muss man ja depressiv werden, denkt sie und schaut sich mit in Falten gezogener Stirn um.

Selbst dem Abendlicht gelingt es nicht, der Zelle auch nur einen Hauch von Wohlbehagen zu verleihen. Alles ist grau: das Bett, der Tisch, der Stuhl, die Bettdecke, grau wie ihr Innerstes. Nur die Wände zeigen sich in blassem Gelb. Die Farbe soll wohl Heiterkeit verbreiten, aber sie trägt in ihrer offensichtlichen Absicht Silvias Meinung nach nur zur Tristesse der Umgebung bei.

Sie betrachtet das Bild auf dem Tisch. Es ist vor einer gefühlten Ewigkeit aufgenommen worden, auch wenn objektiv nur wenige Monate vergangen sind. Sie selbst war die Fotografin. Jochen blickt ihr direkt in die Augen, sein Lächeln dringt in ihre Seele. Nie hat er glücklicher ausgesehen, nicht in ihrem ersten gemeinsamen Urlaub, nicht einmal an ihrer Hochzeit.

Wenn man genau hinschaut, kann man erkennen, dass Jochens Foto unterhalb des Halses abgerissen worden ist. Silvia selber hat das getan. Immer, wenn sie Jochens Porträt anschaut, ergänzt ihr Hirn automatisch das restliche Bild, das sie in kleinen Schnipseln weggeworfen hat. Ihr Mann hatte den Grund seiner überbordenden Freude in seinen Armen gehalten. Ich habe ihn amputiert, denkt sie bitter. Trotzdem hat sie es als einziges Bild mit hierhergenommen. Als sie spürt, wie ihr wieder die Tränen kommen, dreht sie es entschlossen um und atmet tief durch.

Ihr Laptop vor ihr reflektiert die letzten Strahlen der gerade untergehenden Sonne. Endlich haben sie Jochen erlaubt, ihn ihr zu bringen. Natürlich ohne Internetanschluss, nur zum Tippen. Silvia ist ganz fiebrig, nach langen Wochen des sinnlosen Herumsitzens, etwas zu tun, ihre Geschichte aufzuschreiben. Hat sie doch schon die ganze Zeit die Worte und Sätze, die sie niederschreiben will, hin- und herüberlegt. Um sich zu erklären, um vielleicht irgendwo etwas Verständnis zu finden, um zu zeigen, dass sie kein Monster ist, nicht die Wahnsinnige, als die sie in vielen Zeitungen dargestellt wurde.

Sie möchte die Geschichte ihrer Tat für Jochen, dessen anfängliche Verzweiflung in völlige Apathie umgeschlagen ist, aufschreiben und für ihre Eltern, obwohl sie ahnt, dass die ihrem einzig verbliebenen Kind wohl nie verzeihen werden, für ihre beste und einzige Freundin Marion, für die Schwiegermutter, die immer für sie Verständnis hatte, aber zuletzt verstummte, für interessierte, frühere Kolleginnen, denen vielleicht noch etwas an ihr liegen könnte.

Ich bin eine ganz normale Frau mit keineswegs ungewöhnlichen Wünschen, Gedanken und Bedürfnissen, möchte sie ihnen zurufen.

Vor allem aber möchte sie selber begreifen, wie es möglich war, dass ihr Weg sie hierhergeführt hat.

Je länger sie über ihre Motive brütet, desto klarer wird ihr, dass deren Dreh- und Angelpunkt Jochen ist, ihr Ehemann, ihre große Liebe. Er, dem auch heute noch die meisten ihrer Gedanken und ihre ganze Sehnsucht gelten. Sie ruft sich in den langen, einsamen Stunden in Erinnerung, wie sie ihn kennen- und lieben lernte, was für eine erfüllte Zeit sie miteinander verbrachten.

Aber ihr ist auch bewusst, welch fatale Hypothek er ihr damals schon aufbürdete. Jochen, ihr Gutmensch, der Traumschwiegersohn ihrer Eltern. Jeder hat jetzt Mitleid mit dem armen Mann.

Wenn er hier sitzt bei ihr im Besucherzimmer, ist er meist stumm, unfähig, etwas zu sagen, was über die notwendige Organisation ihres Alltags hinausgeht, unwillig, sie zu

berühren, nicht einmal ihre Hand zu streicheln, ja selbst ihr längere Zeit in die Augen zu schauen.

Auch sie selbst ist nicht in der Lage, sich mitzuteilen. Niemandem gegenüber. Kein Wort wird über das gesprochen, was sie beide wirklich bewegt. Sie bringen es beide nicht über sich. Manchmal ist sie froh, wenn die Sprechzeit zu Ende ist, er endlich gehen kann, gehen muss.

Deshalb fiebert sie auch dem Aufschreiben ihrer Gedanken entgegen, einem ungestörten, einsamen Akt. Gott sei Dank! Niemand kann sofort Einwand erheben, kann widersprechen, sie klein machen.

Und doch ist Jochen da, treu und zuverlässig, sooft es erlaubt ist, fragt, wie es ihr geht, was sie braucht, was er ihr bringen darf. Von Trennung oder Scheidung hat er bisher nicht gesprochen. Noch nicht. Dafür ist sie ihm dankbar.

Sie hat auch sein Leben durcheinandergebracht. Er ist nicht mehr in seine alte Firma, in der jeder die ganze Geschichte kannte, zurückgekehrt, hat seinen guten Posten nicht mehr angetreten. Er sagte, sein Chef habe Verständnis signalisiert, als er nach München in eine Tochterfirma wechseln wollte, ihn mit besten Empfehlungen ausgestattet. Er arbeite jetzt dort und fühle sich noch etwas fremd, sei aber für die Anonymität, die er dort genieße, dankbar. Dafür habe er gern in Kauf genommen, dass er über eine Stunde mit der Bahn zwischen Nürnberg und München pendeln müsse. Silvia tut das leid. Aber sie hegt auch andere Gedanken, bittere.

Keiner sieht ihn oder will ihn sehen, Jochens Anteil an der Katastrophe. Nur sie selbst wurde zur Rechenschaft gezogen. Ganz allein.

Das wird mir nicht gerecht, denkt sie und schlägt mit der Stirn so kräftig auf die Schreibtischplatte, dass der augenblickliche Schmerz für einen Moment ihren inneren übertönt und Erleichterung bringt.

In einem Monat wird ihr Prozess beginnen. Sie hofft, dass ihr Anwalt und sie selbst dem Richter klarmachen können, dass ihre Tat der Verzweiflung geschuldet und nicht Ergebnis eines eiskalt durchgeführten Kalküls war.

Sie müssen einfach einsehen, dass ich immer nur das Gute gewollt habe, denkt sie und klappt das Notebook auf ...